

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.08.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Inseraten-Annahme: August Filz, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 27975, Postcheck-Konto VIII 1243  
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 2252, Postcheck-Konto VIII 1168

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnpost-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

## Heimat gegen Staat

EL. St. Die Angelegenheit des Kraftwerkbaus am Rheinfluss nimmt immer ernster Formen an, und droht zu einer regelrechten Vertrauenskrise zwischen Volk und Behörden auszuwachsen.

Kurz resumierend ist die Sachlage heute so, dass die Behörden von Bund und Kantonen von der Ausführung des Projektes nicht mehr zurücktreten und den Bau im Februar beginnen wollen. Auf der anderen Seite verschärft sich der Widerstand weiterer Volkskreise gegen die Zerstörung einer der schönsten Stromlandschaften unserer Heimat. Gutachten hüben — Gutachten drüben! Die Gutachten unserer bedeutendsten Rechtsgelehrten dagegen, denen immerhin vom Staate selber die Erziehung unserer Jugend zu den unantastbaren Rechtsbegriffen unserer Demokratie anvertraut ist, werden von den Behörden so quasi als Gefälligkeitsgutachten abgetan.

Der Bundesrat schreitet über eine Petition von 150 000 Unterschriften hinweg und pocht auf sein Bestimmungsrecht, dem auch eine eventuelle Initiative, der von vornherein jede Rechtsgültigkeit abginge, nichts anhaben kann. In breiten Volksschichten wächst die Erbitterung gegen die Haltung der verschiedenen Kantons- und Bundesbehörden. Heute geht es, wie Professor Giacometti richtig sagt, um «eine Auseinandersetzung zwischen Heimat und Staate».

Man könnte auch sagen, zwischen Wirtschaft und Materialismus auf der einen — und der Abwehr gegen die zunehmende Verunstaltung unserer Landschaft durch und für die Technik auf der anderen Seite. Denn merkwürdiger- und erfreulicherweise scheint es im Schweizerland auch heute noch sehr

viele Menschen zu geben, die ihr Land mehr um seiner Naturschönheiten willen lieben, als wegen der luxuriösen Wohnungen mit den eingebauten Badewannen und Boiler-Annehmlichkeiten; Menschen, die mit grosser Besorgnis sehen, wie in unseren Städten schöne alte Quartiere modernen Bauten weichen müssen, wie unsere Landschaft immer mehr — oft rücksichtslos gegen jeden heimatschutzlerischen Gedanken von nüchternen Fabrikbauten und den darauffolgenden öden Wohnkolonien, von Hochstromleitungen, hohen Schloten usw. entsteht. Solche Entwicklungen dauern gewöhnlich eine Zeit lang, bis dann plötzlich ein besonders krasser Fall den Menschen die Augen öffnet und sie fühlen, dass ein Halt geboten werden muss.

Dieser Fall ist nun das Kraftwerk Rheinau, der in seiner Unerhörtheit das Volk zur Abwehr aufgetrieben hat, so dass nun tausende guter Eidgenossen und Eidgenossinnen mit ganzer Macht gegen dieses Projekt protestieren.

Die Behörden sagen ihnen, sie hätten dies früher tun sollen. Gewiss, aber bemerkt man nicht oft erst während der Entwicklung einer Sache die Grösse eines Fehlers, den zu machen man im Begriffe steht?

Aber eben — man! Und es will fast scheinen, als ob unsere verantwortlichen Würdenträger keine man mehr, sondern unfehlbare Götter im politischen Olymp wären, und deshalb Fehler, die auch ihnen einmal unterlaufen können — in guten Turen — nicht erkennen und zugeben wollen. Das ist die psychologische Seite am heutigen Zustand der ganzen Angelegenheit. Wenn der Bundesrat sagt, er habe laut Verfassung das Recht dazu, die Anlage in Rheinau zu konzessionieren und in Angriff nehmen zu lassen, so bezweifelt das sicher niemand. Aber die hohen Herren vergessen für einmal, dass man im Leben sehr oft das Recht hat, dieses oder jenes zu tun, und es aus psychologischen, aus menschlich-sittlichen Gründen doch zu tun unterlässt. Es kommt nicht nur darauf an, dass man das Recht hat, etwas zu tun, sondern vor allem auch darauf, ob es richtig ist, wenn wir dieses Recht ausüben. Denn wohin käme die Menschheit, das Volk, die Familie, der Betrieb, wenn jeder stets das täte, wozu er das Recht hätte, ohne Rücksicht auf die Auswirkung solchen Handelns auf den andern? Wie bald wären wir da beim nationalsozialistischen: «Recht ist — was nützt».

Beim Fall Rheinau ist heute die Situation so, dass der Bundesrat wohl das Recht hat seinen Willen durchzusetzen, dass er aber nach den drei bedeutendsten und übereinstimmenden Rechtsgutachten ebenso gut das Recht und die Möglichkeit hat, auf das Projekt zu verzichten, es wenigstens zu verschieben oder die Verlegung in eine andere Landschaft zu prüfen.

Ebenso täte man in Bern und den beteiligten Kantonsregierungen gut daran, sich auch etwas genauer über die Volkstimmung bewusst zu werden, und nicht, wie das anlässlich der an die 12 000 zählenden Demonstration vom letzten Sonntag geschah, eine solche Kundgebung als «Demonstration der Strasse» zu qualifizieren. Trotz des sehr würdigen Verlaufs der Protestversammlung war im Untergrund die starke Erbitterung zu fühlen über das sture Festhalten am Verfassungsrecht, wo doch erst vor kurzem die Verfassung durch den Beitrag von 670 000 Franken wieder geritzt wurde! Man sollte sich in Bern bewusst sein, wie sehr eine solche, jedem demokratischen Empfinden hohnsprechende Praxis das Vertrauen in die Behörden erschüttert.

wie sie selber damit ihre zwei grossen, nächsten dem Volke vorzulegenden Vorlagen gefährdet!

Heute kämpfen Abertausende nicht um eine materielle Angelegenheit, sondern um ein ideales Ziel. Die Tausende, darunter ein Viertel Frauen, stampfen und standen nicht stundenlang durch den Neuschnee um eines Sportereignisses willen, sondern um den Behörden in würdiger, aber eindringlicher Art, unter dem Klang der ehrwürdigen Klosterlocken und dem Anhören gediegener Ansprachen zu dokumentieren, dass sie im Sinn haben, weiter ein freies, selbstbestimmendes Volk zu bleiben. Der an hoher Stange schwebende Gesslerhut gab dieser Gesinnung Ausdruck, was ein witziger Bauer dahin variierte, sie hätten drunter schreiben sollen: «Wir brauchen keinen Escherhut».

Es ist nun herzlich zu hoffen, dass erstens der gegen die Gegner des Kraftwerkes allmählich Mode gewordene abschätzige, diktatorische Ton etwas an-

ders eingestimmt wird, und dass der hohe Bundesrat, angesichts der schwerwiegenden Entscheidungen, die er nächsten vom Volke verlangen wird, einsteht, dass er wohl daran täte, seine Entschlüsse noch einmal zu revidieren, angesichts der Tatsache, dass er in der ganzen Angelegenheit schwere psychologische Missgriffe begangen hat. Fehler können jedem Menschen, jeder Behörde ständig unterlaufen — zum Unrecht werden sie erst, wenn wir nicht den Mut und die Seelengrösse haben, sie einzugehen und sie nach Möglichkeit gutzumachen. Von Befürwortern und Behörden ist leider oft ein diktatorisch-unfehlbarer Ton angeschlagen worden, gegen den sich der gesund empfindende Schweizer als gegen eine Vergewaltigung seiner Freiheitsrechte impulsiv und elementar aufzulehnen, sichtlich und dank, noch die nötige nationale Kraft aufbringt. Er duldet weder ein gesellere — noch ein Escherhut!

## 20 Jahre SAFFA-Arbeit

(Schluss)

Wir haben im ganzen 1022 Bürgerschaften für total 3 348 217 Franken geleistet. Effektiv bewilligt waren aber 1102 Fälle, wovon also 80 nicht zur Ausführung kamen, meistens, weil die Frauen nachträglich verzichteten, seltener, weil wir aus irgendeinem Grunde unsere Bewilligung zurückziehen mussten. — Dazu kommen aber noch alle jene Gesuche, bei denen es nicht zu einer Bewilligung kommt. Ende Juni 1951 waren wir bei Nummer 4071 angekommen, das heisst also, dass wir in den 20 Jahren nur etwa einen Viertel Gesuche bewilligen konnten. In den letzten Jahren ist das Verhältnis meistens ein Drittel, während gerade die ersten Jahre unserer Tätigkeit sehr viele Gesuche brachten, auf die wir nicht eintreten konnten. So spricht zum Beispiel der älteste Bericht von 283 Gesuchen, von denen 15 bewilligt wurden. Glauben Sie aber bitte nicht, dass wir alle 3000 Gesuche, die nicht bewilligt wurden, abgelehnt hätten! In sehr vielen Fällen finden sich andere Wege für die betreffenden Frauen oder werden die Gesuche von ihnen einfach nicht weiter verfolgt.

Nicht begriffen in diesen Zahlen sind ferner diejenigen Gesuche, die wir gar nicht an die Hand nehmen und deshalb auch nicht registrieren, weil sie von vornherein aussichtslos sind.

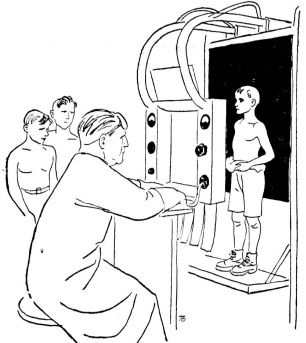
Bei gleicher Verteilung auf die 20 Jahre würde es auf jedes Jahr etwa 50 Bürgerschaften treffen. Mit wenig Ausnahmen, zum Beispiel das Jahr des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges, bewegten sich die Zahlen zwischen 40 und 60 und stiegen erst in den letzten drei Jahren auf 66, 75 und 92. Stark zugenommen haben vor allem auch die verbürgten Summen, seitdem wir im einzelnen Fall bis auf 10 000 und sogar 15 000 Franken gehen können. Der Gesamtdurchschnitt pro Verbürgung für die ganzen 1022 Fälle beträgt 3 274 Franken, während er für das letzte Jahr allein 5 600 Franken ausmacht. Ferner zeigen diese Zahlen aber auch, dass wir oft unser Maximum nicht verbürgen mussten, ja, dass sogar sehr viele Bürgerschaften darunter liegen. Oft ist, was ursprünglich als Normalfall gedacht war, noch ein grösseres oder kleineres Eigenkapital vorhanden oder können Mittel von anderer Seite erhältlich gemacht werden. Oft auch bedingt der Zweck der speziellen Verbürgung keine so grossen Mittel. Wir sind über diese Feststellung sehr froh. Wenn uns da; höhere Maximum auch mehr Bewegungsfreiheit gibt, so bedeuten Darlehen von 10 000 oder 15 000 Franken doch in den meisten Fällen eine grosse Belastung für die betref-

fenden Frauen. Es kann vorkommen, dass wir ein Kreditgesuch reduzieren, weil wir sehen, dass es mit weniger Kapital geht. Viel häufiger, speziell bei Neueröffnungen aber rechnen die Frauen zu knapp, und wir müssen ihnen begreiflich machen, dass sie mehr Geld brauchen.

Ein Blick auf die verschiedenen Erwerbskategorien zeigt uns, dass von den 1022 Verbürgungen 39 Prozent aus dem Handel, 29 Prozent aus dem Gewerbe, 16 Prozent aus dem Gastgewerbe, 12 Prozent aus den freien Berufen und 4 Prozent aus Landwirtschaft, Gartenbau, Hauswirtschaft, Industrie und verschiedenen Berufen stammen.

In den Gesuchen spiegeln sich auch die verschiedenen Zeiten. Während der ursprüngliche Gedanke vor allem war, jüngeren, tüchtigen Frauen zur Selbstständigkeit zu verhelfen, brachte es die Krisenzeit mit sich, dass wir hier und da gerade Frauen in vorgerücktem Alter helfen mussten, weil sie keine Stelle mehr fanden und sich deshalb einzig noch durch ein eigenes kleines Geschäft einen Erwerb schaffen konnten. Ebenso haben wir in diesen Jahren in vielen Fällen bestehenden Geschäften über Schwierigkeiten hinweggeholfen. Gingen wir damit auch etwas andere Wege, als bei der Gründung gedacht, so war dies eben ein Gebot der Zeit und andererseits auch eine Bedingung der von 1935 ab gewährten Bundesubvention. Auch die verwitwen und geschiedenen Frauen sind nicht selten, denen wir nach Auflösung ihrer Ehe wieder zu einer Existenz verhelfen. Die Krisenzeiten brachten es dann mit sich, dass wir vielfach für günstigen Einkauf und Lagerhaltung Mittel zur Verfügung stellen, welche Erscheinung sich letztes Jahr nach dem Ausbruch des Koreakrieges wiederholte. Bei Neueröffnung waren wir selbstverständlich während der Krisen- und Kriegsjahre sehr vorsichtig. In den Jahren der Hochkonjunktur nach dem Krieg war der Wunsch nach eigenen Geschäften besonders gross und der Glaube an das Gelingen sehr ausgesprochen. Auch da galt es, vor überbordendem Optimismus zu warnen und zurückhaltend zu sein.

Die viel beachtete Artikelserie im Schweizer Frauenblatt «30 Jahre Volksdienst-Arbeit» von Marie-Louise Schumacher ist im Separatdruck (48 S. in Umschlag) erschienen. Preis Fr. 1.—. Bestellungen sind an die Administration «Schweizer Frauenblatt» Postfach 210, Winterthur, zu richten.



«Frühzeitiges Erkennen von Krankheiten ist namentlich für unser Bergvolk wichtig, weil es meist hart und unter schwierigen Verhältnissen arbeiten muss! So sagte uns der Arzt eines entlegenen Bergtals. Und dann fand er Worte herzlicher Anerkennung für die Berghilfe, welche in verschiedenen Talschaften Graubündens und des Wallis die Anschaffung von transportablen Durchleuchtungsapparaten in die Wege leitete. Die Berghilfe tut, was sie kann, um der schweizerischen Bergbevölkerung im Daseinskampf beizustehen. — Berghilfe-Sammlung 1952: Postcheck-Konto VIII 32 443, Zürich

## Angelika Kaufmann

Ein Künstlerleben aus dem XVIII. Jahrhundert von Hilde Passow-Kernen

Röslie ihrerseits bewunderte die zierliche, zarte Gestalt ihrer städtisch gekleideten Kusine mit dem feinen, blassen Gesicht.

Bald kam dann die Kusine auf Angelikas Beilichtheit zu sprechen, von der ihr Vater nicht genug erzählen konnte.

«Aber, ob der Pfarrer das zugibt, dass so ein junges Mädchen die Kirche ausmalen hilft, weiss ich wahrlich nicht!», begann Onkel Michel, der seinen Bruder um Kopfeslänge überragte, von neuem das Gespräch.

«Komm mit mir, liebe Zuckerbas, damit ich dir deine Kammer zeige», unterbrach Röslie ihren Vater. «Das mit der Kirchen, das wird sich alles schon machen, meinst nicht?»

Kaum hörten die beiden Brüder die Kammertriere ins Schlos fallen, fuhr Angelikas Vater im angefangenen Gespräch fort:

«Spassig ist es schon, wenn man im fremden Lande mehr Vertrauen findet als daheim. Pass auf, Michel! Was mein Mädel hier in der Kirche malen wird, darauf wird unsere ganze Familie einmal stolz sein dürfen. Michel, das kann ich dir sagen, dass ich im Vergleich zu ihr nur ein mittelmässiger Stümper bin!», sagte Johann Kaufmann überzeugt.

«Ist das wahr, Hannes? Eigentlich hättest du mir 's ja geschrieben. Aber weiss, wenn man das junge Mädel so sieht, dann kann man 's fast nicht glauben.»

Zur Feier des Wiedersehens holte der Bauer zwei Zinnbecher und eine gute Flasche aus dem Schrank.

«Ist ein gutes Weind, Hannes! Die paar Flaschen leeren wir, so lang ihr hier seid. Wer weiss, wo 's Euch nachher wieder hinschlägt.»

Johann Kaufmann hörte gerne, was der Bruder Michel von Verwandten, Nachbarn und vom Dorfe zu erzählen wusste. Vom Vetter Franz in Reute, dessen Eheweib eine ungeheure Morgengabe mitgebracht hatte, und der dann doch zu nichts gekommen sei. Vom Onkel Adlerwirt in Auw, der allezeit unerhörtes Glück gehabt. Von dessen Tochter Elisabeth in Egg, einem blitzsauberen Mädel, das einen Studierten in Bregenz geheiratet habe, und die ganze Verwandtschaft dann zur Hochzeit bei deren Vater eingeladen gewesen sei. Als Johann Kaufmann bereits zu gähnen anfang und von Schlaf redete, fing sein Bruder noch vom Schwager Klaus in Obermatt zu erzählen an, der einen unglückseligen Prozess angefangen hätte. Als diese Geschichte endlich ihr Ende gefunden, redete er wieder im allgemeinen vom Vieh und vom Heu, das bei dem Sudelwetter rar werde. Das Vieh auf den Alpweiden zerstampfe das letzte Büschel Gras, anstatt es zu fressen. Überall sei der Boden weich und voller Löcher. In seinem Eifer war Michel zuletzt aufgesehen und merkte nun erst, dass sein Bruder regelrecht eingenickt war.

## VII

Schon einige Tage nach ihrer Ankunft machten sich Vater und Tochter an die Arbeit zur Ausmalung der Kirche. Auf dem Söller des Bauernhauses, wo Getreidekasten standen und sonst nur Ratten und Mäuse hausten, richtete Johann Kaufmann seine Werkstatt ein.

Ob der Wind an den schlecht schliessenden Söllerfenstern rüttelte und die Regentropfen wie Tränen an den Scheiben herunterglitten, oder ob die sommerliche Sonne auf das Hausdach brannte, so dass es im Söller vor Hitze kaum noch auszuhalten war — Angelika zeichnete weiter! Einer nach dem andern entstanden die Entwürfe zu den zwölf Aposteln nach Piazzettas Kupferstichen.

Mit unverholener Bewunderung verfolgte der Geistliche die fortschreitende Arbeit. Er, der Angelika mit offensichtlichem Misstrauen begegnet war, wusste nun kaum, wie er seinen Irrtum gutmachen sollte. Aber Angelika zeigte sich weit davon entfernt, die Beleidigte zu spielen. Sie lächelte im stillen über den strengen Geistlichen, der ihrem Können nicht so viel zugetraut hatte, der viel zu weit entfernt von der grossen Welt lebte, um ihre bereits erreichten Erfolge zu ermassen. Ihr Vater kargte jedoch nicht mit Worten, dem Pfarrer alle die kirchlichen und weltlichen Fürstlichkeiten aufzuzählen, die ihre Gunst durch fortwährende Aufträge bewiesen hatten. Es machte ihm förmlich Freude, den Missträuschen in Verlegenheit zu bringen, indem er bald den einen, bald den andern der hochklingenden Namen wie beiläufig erwähnte.

Während der Vater auf hohem Gerüst religiöse Figuren an das Gewölbe der Schwarzenberger Kirche malte, führten Angelikas zarte Hände ihre erste Freskenmalerei aus. Jeden Morgen besuchte sie mit ihrem Vater die Frühmesse und verbrachte nachher, unterbrochen von kurzen Zwischenpausen, den ganzen Tag mit Arbeit. Dies war eine um so erstaunderliche Leistung, als das Haus ihres Onkels ziemlich weit entfernt von der Kirche lag.

Als der Winter mit starkem Schneefall einsetzte, rutschte ihnen der Schnee oft bis zu den Knien. Mit bewundernswertem Fleiss nahm Angelika alle Unbequemlichkeiten auf sich, um das angefangene Werk zu vollenden.

Auf das Frühjahr hin ging die Ausmalung der Kirche ihrer Vollendung entgegen. Man wusste nicht recht, wem das grössere Lob gezieme, dem Vater oder seiner jungen, begabten Tochter. Andächtig standen die Kirchenbesucher vor den zwölf Aposteln. Manche knieten vor ihnen nieder. Ein altes Mütterchen schluchzte aus tiefster Rührung. Andere bestaunten das bemalte Gewölbe. Der Pfarrer hielt eine feierliche Ansprache, und zum Schluss wies er darauf hin, dass auch ein schwacher Mensch stark und mächtige Werke vollbringen könne, wenn er von Gott dazu berufen sei.

In der letzten Nacht, die Angelika im Bauernhaus in Schwarzenberg verbrachte, konnte sie lange keinen Schlaf finden. Sie fühlte sich in ihrem Innersten aufgewühlt. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie jetzt ein Heimatgefühl kennengelernt, und mit dieser Erinnerung im Herzen würde sie nun wie-

## Helene Christaller 80jährig

(31. Januar 1952)

«Ich bin jetzt müde geworden, denn ich habe nicht nur mein Leben gelebt, sondern auch das Schicksal aller meiner Helden und Heldinnen aus meinen Büchern getragen. Sie gingen durch mich hindurch und zehrten von meinem Blut, meiner Kraft und meiner Liebe.»

Wenn Helene Christaller müde geworden ist, so sind es nicht nur die Gestalten ihrer 40 Bücher, die sie im Laufe ihres langen Lebens schrieb; sie hat auch den Lebendigen Liebe und Kraft geschenkt, nicht nur den Ihren und allen, die Hilfe brauchen rings um sie, sie hat die Schrecken der zwölf Jahre Hitlerherrschaft in ihrem geliebten Lande ertragen müssen.

Immer war sie für ihre ganze Familie ein Tragbalken, hat sie doch ihre vier Kinder neben der grossen Aufgabe, als Pfarrfrau für alle Gemeindeglieder da zu sein, aufgezogen zu tüchtigen Menschen, sie hat sie auch selber bis zum vierzehnten Jahr unterrichtet. Daneben mit ihrer Dichtkunst die ganze Familie durchgebracht, denn Pfarrer Christaller wurde von der Kirche ausgeschlossen, weil er ein unchristliches Buch geschrieben hatte. Schon dies war für die tief Gottgläubige eine schwere Belastung.

Sie hat eine geliebte Tochter, Mutter von drei kleinen Kindern, im Alter von 28 Jahren verloren und während des Krieges ihren einzigen Bruder, der als Arzt in Russland starb. Ungezählte Nächte hat die alternde Frau mit ihren Hausgenossen während der Bombardierungen im Keller zugebracht und um das Leben ihrer Lieben gezeitert. Ihre Bücher waren verboten, obwohl sie nie politisch gefärbt waren, sondern immer nur das Evangelium der Liebe enthielten. Aber ihr freier und unabhängiger Sinn, den sie sich erkämpft hatte, schimmernd überall durch und liess sie besonders schwer leiden unter den Gewalttätigkeiten, die in ihrem Vaterland geschahen.

Wer kenne nicht «Gottfried Erdmann und seine Frau», «Im Zeichen des Wassermanns», «Mutter Maria», «Als Mutter ein Kind war» und so weiter. Das letzte grössere Werk «Christine» enthält viel Autobiographisches.

Das «Enne», was ihre Enkel die Grossmutter als Abkürzung von Helene nennen, ist umringt von 13 Enkeln und 8 Urenkeln, einem Sohn und zwei Töchtern. Das «blaue Haus» in Jugenheim war immer ein Zufluchtsort für gross und klein; es hat zu Zeiten so viel Trost- und Hilfesuchende beherbergt, zu denen noch die Ostflüchtlinge kamen, so dass die Herrin in einem Dachkammerchen mit einem Urenkelin schlafen musste. Sie sagt von sich: «Ob ich eine Dichterin bin, das müssen meine Leser

entscheiden, ob ich eine rechte Grossmutter bin, entscheiden meine Enkel. Mir scheint das Volksgelübde auf 'ja' zu deuten — in diesem Auspruch ist die ganze, ungesunde, unsentimentale und doch herzerwärmende Helene Christaller zu erkennen, die immer, trotz aller Schwere, das sie durchgemacht hat, mit einem Schuss köstlichen Humors aufblitzen lässt. Wenn sie in dem reizenden Bändchen «Aus meinem Leben» (Friedr. Reinhardt-Verlag, Basel) rückschauend aus ihrem Werdegang als Mensch und Schriftstellerin erzählt, begegnet uns immer wieder diese herrliche, selbstverständliche Tapferkeit, Herzenswärme und Selbstlosigkeit. Mit seltenem Scharfblick erkennt sie die Menschen, aber ihr gültiges Herz sucht an ihnen das Gute, vielmehr — es weckt dasselbe in ihnen. Unersichtlich strömt ihr Kraft zu aus einem starken Glauben, der jeder Frömmerei feind ist und aus tiefer Naturverbundenheit mit Landschaft, Pflanzen und Tieren. In jedem ihrer Werke finden wir Spuren davon. Und dies ist sicher ein Grund, warum ihre Bücher so grosse Verbreitung erlebt haben, zum Beispiel «Als Mutter ein Kind war» erfährt eine Auflage von 85 000 Exemplaren. «Gottfried Erdmann und seine Frau» über 60 000. Reisen nach Italien, der Schweiz und Schweden haben ihr Schaffen befruchtet und ihr geliebtes Ferienhaus (das nach dem Krieg geopfert werden musste), am Lago Maggiore, war oft ein Refugium, um in Ruhe arbeiten zu können. Ihr Enkel schreibt: «Ihr Leben zeigt zwei strahlende Pole, um die sich alles dreht: das Leben in und für die Familie, getragen von Vertrauen, Fürsorge und Liebe, der andere Pol ruht in dem, was ihre schriftstellerische Tätigkeit ausmacht, liegt in der lebensnahen Darstellung, in ihren Menschen, die sie gestaltet.» So werden sämtliche Bücher zu einem unvergesslichen Erlebnis. Es sei nur «Der Menschenbruder» genannt, eine Erzählung, die ein Bild wahrer Brüderlichkeit und Nächstenliebe entwirft, die der Umwelt etwas von dem Leuchten gibt, das in den Zeiten der Not und der erzwungenen Selbstbesinnung sich so sehr verdunkelt: Wir denken dabei auch an «Heilige Liebe».

Noch leuchtet Tatkraft und grosse Herzensgüte aus den grossen, dunklen Augen, der Geist ist lebendig und wach und ihre Schrift kraftvoll. Doch das Herz ist müde und schonungsbedürftig geworden. Wir grüssen die liebe, greise Dichterin, ihr Schweizer Frauen und danken ihr für soviel Schönes und Wertvolles. Möge sie bis zum Ende sagen können: «Ich habe Gott für ein gnadenvolles Leben zu danken und auch mein Alter ist gnadenvoll.»

M. Tanner

In letzter Zeit wiederum treffen wir sie und da die paradoxe Erscheinung, dass aus Angst vor der Zukunft, vor Arbeitslosigkeit, vor einer eventuellen Entlassung bei schlechterem Geschäftsgang ein eigenes Geschäft angefangen oder übernommen werden möchte, wobei nicht selten eine gute Stelle aufgegeben werden soll. Wo immer möglich, raten wir von solchen Projekten ab, denn der Tausch des Sicheren gegen das Unsichere bedeutet in unseren Augen ja das grosse Risiko, während sich die betreffenden Frauen oder noch häufiger ihre Ehemänner damit gerade eine Sicherheit schaffen wollen.

Der Wunsch nach Selbständigkeit ist ja sehr verbreitet und der Gründe, die unsere Frauen dazu bewegen, gibt es mehrere. Sehr oft sind es die Verhältnisse, die zur Übernahme eines eigenen Betriebes veranlassen: Verwitwung, Scheidung, mangelhafter Verdienst des Ehemannes, Stellenlosigkeit, gesundheitliche Rücksichten, Sorge für Angehörige. Manchmal ist es einfach die berufliche Tätigkeit, welche mit Recht der Selbständigkeit ruf, oder dann gewisse Charaktereigenschaften, die eine Zusammenarbeit erschweren, während die betreffende Frau auf sich allein gestellt Erfolg hat. Endlich sehnen sich viele Frauen nach jahrelangem Anstellungsverhältnis nach Selbständig-

keit — Nicht jede dieser Frauen ist aber zur selbständigen Geschäftsfrau geschaffen, denn neben Fachkenntnissen, neben Arbeitsfreude und Pflichterfüllung braucht es auch den Ueberblick über das Geschäft, das kluge Kalkulieren, den richtigen Verkehr mit Kunden und Untergebenen. Aus diesem Grunde legen wir bei Neueröffnungen stets einen strengen Massstab an.

Interessant ist auch ein Blick auf die regionale Verteilung unserer Bürgschaften. Schon in der ersten Aufstellung (Juni 1932) figurieren 11 ganze und 2 Halbkantone, vor allem diejenigen, die auch heute noch obenan stehen. Fast jedes Jahr kamen neue Kantone dazu, bis 1938 nur noch Appenzel I.-Rh., Uri und Zug fehlten. Zug kam im Appenzel-Jahr 1943-44 dazu und seither ist die Zahl von 18 ganzen und 5 Halbkantonen stabil geblieben. Aus den beiden noch fehlenden Kantonen Uri und Appenzel I.-Rh. haben wir von Zeit zu Zeit Gesuche zur Prüfung erhalten, doch ist es bis jetzt noch nie zur Verbürgung gekommen.

Obenan steht, wie nicht anders zu erwarten, der Kanton Zürich mit 331: 32 Prozent der Bürgschaften. Ihm folgt Bern mit 212: 20 Prozent, während der nachfolgende Kanton Waadt mit 71 Bürgschaften nur 7 Prozent aufweist. Nicht vergessen dürfen wir dabei allerdings, dass sich in Bern und Zürich die Geschäftsstellen befinden, so dass die dortigen Frauen mehr von uns wissen und leichter zu uns gelangen.

Wenn ich von den 3 346 217 Franken sprach, die wir im Laufe der Zeit verbürgt haben, so muss ich natürlich beifügen, dass ein grosser Teil hiervon wieder zurückbezahlt ist und nur noch 1 088 070 Franken Ende Juni 1951 offen standen, das heisst nur ein Drittel aller Verbürgungen ist erledigt. Nach 10jähriger Tätigkeit stellen wir ebenfalls fest, dass noch zirka ein Drittel der Verbürgungen

**Grappillon**  
erfrischt ohne zu kühlen.

der in die Welt hinausziehen, mit dem Schicksal kämpfen müssen und wer weiss... vielleicht auch einmal dem Glück ihres Herzens begegnen.

Angelika dachte an Antonio. Welte er wohl jetzt in Rom? Und der Lord? Er hätte sie sicher längst schon vergessen... Ein Aristokrat und sie, die arme kleine Malerin... undenkbar! Er war ein Prinz wie im Märchen.

Rösel konnte es immer noch nicht recht glauben, dass es Abschied zu nehmen galt. Auch Onkel Michel strich bedrückt um das Haus herum. Er hatte sich vorgestellt, dass sein Bruder und seine Nichte auch in Schwarzenberg die erhaltenen Aufträge näher ausführen können. Bestellungen aus der nähere und weite Umgebung von Bregenz seien ja gesichert. Dass seine Verwandten nun wieder ins Ausland reisen wollten, damit erklärte er sich gar nicht einverstanden. Ja, es wäre dieser Meinungsverschiedenheit wegen beinahe zu einem Streit gekommen, wenn Rösel nicht vermittelt hätte. Jetzt half Onkel Michel das Gepäck aufladen. Dann setzten sich die Maultiere in Bewegung. Auf dem Wege nach Dornbirn nickten ihnen die Leute aus den Fenstern zu, freundlich grüsst die Abreisenden zurück. Von allen Seiten hatte man ihnen Anhänglichkeit und Verehrung bewiesen. Die Verbundenheit mit den Wäldern werde nie aufhören, meinte der Vater.

VIII

Auf einer Barke des Bodenses blähten sich die Segel im Winde. In wunderbarer Klarheit dehnte sich die riesige Fläche des Sees vor ihnen aus, des-

sen fernes Ufer den Himmel zu berühren schien. Beinahe lautlos glitt die Barke dahin; die Fahrt war in Anselga und ihren Vater ein Genuss.

In Meersburg, wo der Kardinal Fürstbischof von Konstanz residierte, wurden sie auf das freundlichste empfangen. Kaum hatte Angelika zur höchsten Befriedigung des Kirchenfürsten das Portrait gemalt, als weitere Bestellungen auf Schloss Tettnach ihrer warteten. Vom gräflichen Wagen der Familie Montfort-Tettnach abgeholt, fuhr Angelika mit ihrem Vater nach dem Schloss, wo kurze Zeit darauf eine grosse Einladung zu Ehren der Gäste stattfand.

Zahlreiche Adelige aus den umliegenden Schlössern, viele weltliche und geistliche Persönlichkeiten, zählten bald zu ihren Gönnern. Es gehörte zu den gräflichen Gewohnheiten, prunkvolle Festlichkeiten und Empfänge zu geben. Die Abwesenheit des Schlosses Montfort liess den Bewohnern die Wahl, sich in der Einsamkeit zu langweilen oder neben den Jagdgesellschaften auch Theatervorstellungen und Konzerte zu inszenieren.

Diese Darbietungen fanden mit einem unbeschreiblichen Aufwand statt. In alten, historischen Kostümen stützten die Landjunker daher und machten als Troubadours ihre galanten Verbeugungen, während zierliche Baronessen und Komtessen sich in Engel verwandelten, die mit Lilien- und Palmzweigen in den Armen einhergeschwebten. Nachdem Angelika eine Anzahl so verkleideter Persönlichkeiten porträtiert hatte, begann sie diese Aufgabe zu langweilen. Mehr als je wünschte sie sich

offen stand. Dann sank diese Zahl langsam bis auf 26,5 Prozent, um dann wieder auf 32,5 Prozent zu steigen. Es ist vorauszusehen, dass sich die Rückzahlungen mit Rücksicht auf die grösseren Bürgschaftsummen und längeren Termine weiterhin bedeutend verlangsamen werden. Wir dürfen sagen, dass sich die Frauen im allgemeinen mit den Abzahlungen Mühe geben und dass manche von ihnen pünktlich wie eine Uhr ihre Raten leisten. Man sagt von den Frauen, dass sie weniger grosszügig und ängstlicher als die Männer seien. Das mag stimmen, hat aber auch die gute Seite, dass damit eine grosse Gewissenhaftigkeit verbunden ist. — Wir halten wohl darauf, dass die Abmachungen innegehalten werden, kommen aber dort, wo nicht Mangel an gutem Willen, sondern Unvermögen der Grund der Nichtzahlung ist, auch entgegen.

Dass uns auch Verluste nicht erspart bleiben, können Sie sich wohl ohne weiteres denken. Im zehnten Jahresbericht führten wir aus, dass heute 9,5 Prozent aller Verbürgungen betragen, heute sind es nur noch 3,7 Prozent. Das bedeutet wohl eine Verbesserung, doch dürfen wir nicht aussen acht lassen, wie stark unsere Verbürgungen in den letzten Jahren gestiegen sind, ja bei vielen dieser Engagements es noch ungewiss ist, ob je ein Verlust entstehen wird. Glücklicherweise sind die Fälle selten, in denen wir unsere Hilfe wirklich bereuen müssen, wie zum Beispiel bei jener beruflich sehr tüchtigen Coiffeuse, die sich durch ihren Lebenswandel ihr Geschäft verlor, oder bei jener Krankenschwester, die ein Kinderheim übernahm, kurz nachher einen kranken Mann, mit dem sie bereits vorher ohne unser Wissen verlobt gewesen ist, heiratete, zwei Kinder zur Welt brachte und über allem ihren Betrieb so vernachlässigte, dass sie in Konkurs kam. — Viel häufiger kommt es vor, dass die Frauen und auch wir uns über ihre Fähigkeiten täuschen und sie ihrer Aufgabe doch nicht voll gewachsen sind, oder dass die äusseren Verhältnisse sich ändern, indem zum Beispiel ein Konkurrenzgeschäft in der Nähe eröffnet wird und dergleichen. In anderen Fällen wieder sind Krankheit in der Familie oder der Geschäftsinhaber selber die Ursache wie zum Beispiel kürzlich eine langsam zunehmende Geisteskrankheit den Ruin eines Geschäftes bedingte. Daneben gibt es aber noch jene Verluste, und sie sind gar nicht so selten, die uns eigentlich nicht reuen, weil das Geld volkswirtschaftlich betrachtet doch nicht schlecht angewandt war. Ich denke da an jene Geschäftsinhaberinnen, die sich jahrelang knapp durchbrachten und ihr Geschäft zuletzt mit einem Nachlass liquidieren mussten, die unterdessen aber doch das Alter erreicht hat, wo sie die AHV-Rente bekommt, oder jene Witfrau, die ihr Geschäft unter ähnlichen Bedingungen aufgeben musste, unterdessen aber ihre beiden Töchter hatte erziehen und schulen können. Wohl sind es Verluste, die wir nicht gerne sehen, bei denen wir uns aber doch sagen dürfen, dass das Geld irgendwie geholfen hat.

Wir lassen die Frauen, an denen wir Verluste erleiden, nicht einfach laufen, sondern suchen mit ihnen in Kontakt zu bleiben und Zahlungen zu erlangen, wenn es ihnen irgendwie möglich ist. Auch hier zeigt sich wieder, dass viel guter Wille vorhanden ist, denn diese Frauen zahlen oft in kleinen und kleinsten Beträgen an ihre alten Schulden ab.

Zur Vervollständigung füge ich noch bei, dass sich unsere Genossenschaft neben ihrer eigentlichen Aufgabe, die in Verbürgung und Beratung besteht, für manche Fragen, vor allem wirtschaftlicher Art, interessiert. So setzen wir uns sehr energisch für die Revision des Bürgschaftsrechtes besonders für die gegenseitige Zustimmung der Ehegatten zu Bürgschaften des andern Ehegatten ein; so arbeiten wir mit der AHV bei Fragen betreffend Kleinrentner, Arbeitsbeschaffung, Bewilligungspflicht für Betriebe. Alle diese Fragen betreffen unsere Frauen, die aber einzeln dazu nicht Stellung nehmen können, und da scheint es uns ausserordentlich wichtig, dass wir uns derselben annehmen.

Ein grosses Anliegen ist uns aber auch die Solidarität unter den Frauen. Aus dieser Ueberzeugung haben wir uns beim Pavillon der Schweizerfrau an der Landi 1939 und am Schweizerischen Frauenkongress 1946 beteiligt und sind nach der Reorganisation dem Bund Schweizerischer Frauenvereine beigetreten. Die 1. Ausstellung für Frauenarbeit, der wir unser Dasein verdanken, war ja auch ein Werk der Solidarität unter den Schweizerfrauen, unsere ganze jetzige Arbeit ist auf dem Gedanken der Solidarität aufgebaut, so dass es uns nicht schwer fallen kann, dieses Prinzip hoch zu

nach Italien zurück, und kurz entschlossen wurde ein neuer Reiseplan gefasst.

Während ihres kurzen Aufenthaltes in Mailand wurden Vater und Tochter von ihrer früheren Hauswirtin Lucia Olivetti auf das herzlichste aufgenommen. Wohlgefällig ruhten ihre Blicke auf der jungen Malerin, der sie allerdings aufrichtig gemeine Komplimente über ihr gutes Aussehen machte. Dementselbst sie ja erst ein kaum flüßiges Kücken gewesen, heute sei aus dem jungen Mädchen eine Dame geworden.

Angelika erzählte von ihren Reisen und Lucia von gemeinsamen Bekannten. Dabei war auch von Antonio Ambrosini die Rede, der schon seit längerer Zeit nach Rom abgereist sei. Die gutmütige Alte erinnerte sich auch der Lieblingsspeisen, die sie ihren Hausgenossen während ihres ersten Aufenthaltes zubereitet hatte. Es dauerte nicht lange, so duftete es von Basilico, Dill und Minze aus Lucias Küche.

Von Mailand führte die Reise weiter nach Parma. Vater Kaufmann hatte seiner Tochter nicht zu viel von den Meisterwerken Correggios erzählt. Die Wirklichkeit übertraf alle ihre Erwartungen. Jetzt erst begann Angelika jene Begriffe des chiaro-scuro, dieser geheimnisvollen Licht- und Schatteneffekte zu verstehen, von denen sie in der Kunstschule in Mailand so oft gehört hatte. Wie ein Wunder wirkte das Bildwerk von San Girolamo und Maddalena auf die junge Malerin. Noch nie hatte sie eine solche Vollendung der Farben, des Ausdrucks und der Formgestaltung gesehen.

## Politisches und anderes

### Sondersession der eidgenössischen Räte.

Am Montag wurde in beiden Räten eine ausserordentliche Session von der Dauer einer Woche begonnen. Das Hauptgeschäft der Session bildet die Rüstungsfinanzierung. Der Nationalrat stimmte mit 154 gegen 3 kommunistische Stimmen für Eintreten zum Bundesbeschluss über die Finanzierung der Rüstungsausgaben. — Der Ständerat hat seine Arbeiten mit Beratungen über die Posttaxen begonnen.

### Die Revision des Bürgerrechtsgesetzes.

Die ständerrätliche Kommission für das neue Bürgerrechtsgesetz hat am 24. und 25. Januar die Vorlage durchberaten und dieser in weitem Umfang in der Fassung des Nationalrates zugestimmt. Dagegen in der wichtigsten Frage ob die Schweizerin bei der Heirat mit einem Ausländer das Schweizerbürgerrecht verlieren oder beibehalten wird, wurde der Entscheid nochmals himmangesetzt. Demgegenüber zum Nationalrat hat die Kommission beschlossen, die Wiedereinbürgerungsmöglichkeit für Frauen, die seit dem 1. Mai 1942 infolge von Heirat mit einem Ausländer das Schweizer Bürgerrecht verloren haben, abzulehnen.

### Schwere Unruhen in Kairo und Regierungswechsel in Aegypten

Aus Protest gegen die schweren Zwischenfälle in Ismailia, ist es am vergangenen Samstag in Kairo zu neuen Ausschreitungen gekommen. Ueber 40 Gebäude ausländischen Besitzes, darunter das Sheraton-Hotel, wurden durch unzufriedenheitsvolle Elemente in Brand gesetzt und geplündert. König Faruk entliess den Ministerpräsidenten Nahas Pascha und seine Regierung mit dem Hinweis, dass sie nicht imstande war, Sicherheit und Ordnung aufrechtzuerhalten. Zum Nachfolger wurde Ali Maher Pascha ernannt. In einer Radioansprache stellte der neue Ministerpräsident fest, dass das Ziel der neuen Regierung die Verwirklichung der nationalen Bestrebungen des Landes, nämlich des Rückzugs der britischen Truppen aus der Sueskanalzone und die Vereinigung des Niltales, aber die Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten und die Sicherheit der Ausländer im ganzen Lande zu schützen. — Das ägyptische Parlament hat der neuen Regierung einstimmig das Vertrauen ausgesprochen und auf zwei Wochen vertagt.

### Die Besprechungen über die europäische Armee in Paris

In Paris tagte die Konferenz der Aussenminister von Westdeutschland, Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg und Holland. Sie stimmte den Entwürfen über die Organisation der europäischen Verteidigungsgemeinschaft zu. Bei dieser Gelegenheit stellte der deutsche Staatssekretär, Prof. Hallstein, die grundsätzliche Haltung der westdeutschen Regierung zum Atlantikpakt dar und forderte die Aufnahme Deutschlands in diese Organisation. Diese Haltung scheint auf den Widerstand Frankreichs zu stossen.

### Russischer Protest gegen das Mittelost-Kommando

Der sowjetrussische stellvertretende Aussenminister Gromyko überreichte am Montagabend den diplomatischen Vertretern der drei Westmächte und der Türkei eine neue Protestnote gegen die Schaffung eines Mittelost-Kommandos. Darin heisst es, das Mittelost-Kommando sei vor allem nach dem Beitritt der Türkei und Griechenlands zum Atlantikpakt dazu bestimmt, die Sowjetunion und die Volksdemokratien einzukreisen und diene den aggressiven Plänen der Westmächte.

### General Lord Alexander englischer Verteidigungsminister

Lord Alexander, Generalgouverneur von Kanada, und Oberbefehlshaber der alliierten Truppen in Italien während des letzten Krieges, wurde zum Verteidigungsminister Grossbritanniens ernannt.

### Die Konferenz der osteuropäischen Staatsmänner im Exil

In London fand eine Konferenz der sich im Exil befindlichen Staatsmänner Osteuropas statt. Die Teilnehmer waren übereingekommen, dass die Errichtung einer osteuropäischen Föderation nach der Befreiung vom kommunistischen Joch, eine unbedingte Notwendigkeit darstelle.

### Die französische Schriftstellerin Colette 80jährig

Die bekannte französische Schriftstellerin und Dichterin, Gabrielle Sidonie Colette, feierte kürzlich ihren 80. Geburtstag in geistiger und schöpferischer Frische. cw.

halten. Ein zweites noch haben wir von unserer Vorgängerin übernommen und wollen es weiterhin als Motto über unsere Arbeit schreiben, die Deutung des Wortes SAFFA mit:

Sehen aller freudigen Frauen Arbeit.

In Bologna galt ihr Studienaufenthalt hauptsächlich den Jugendvergnügen Raffaels.

Ein besonders dankbares Wirkungsfeld fand Angelikas kunstfeinfühler Fleiss in Florenz. Ihre Kopien in den herzoglichen Galerien zeigten so viel Ähnlichkeit mit den Originalen, dass sie bald durch die Genauigkeit ihrer Malerei berüchtigt wurde. Die zahlreichen dort lebenden Ausländer kauften ihre Bilder gleich von der Staffelei weg. Ueberdies besuchte die Stadt sie mit der Einladung, ihr Selbstporträt zu malen, das dann in der Galerie berühmter Maler in den Offizien Aufnahme finden sollte.

Auch in gesellschaftlicher Beziehung nahm Angelika in Florenz eine bevorzugte Stellung ein. Sie war auf einmal die Porträtistin à la mode, die nicht nur zu malen, sondern ebenso charmant zu plaudern und zu singen verstand.

Auf einem Gartenfest im Park der Villa Pozzi, einem ausserhalb der Stadt gelegenen Landsitz, lernte sie einen jungen Musiker kennen, dessen Begegnung ihre ganze künstlerische Entwicklung in neue Bahnen zu lenken drohte. Francesco Fredoni fiel ihr beim ersten Blick durch seine ebemässig schönen Gesichtszüge auf. Gross und gut gewachsen, war er in seiner edlen Haltung einer antiken Statue vergleichbar. Nachdem er Angelika zum Vortrag einiger Lieder begleitet hatte, war er von ihrer Stimme so begeistert, dass er ihr unverhohlen erklärte:

«Wie schade, dass Sie nicht Sängerin geworden sind! Wenn Ihre Malerei nur halb so gut ist wie

## Der Achat

Dr. h. c. Ernst Zahn zum 85. Geburtstag  
am 24. Januar 1952

Der Mann meiner Schwester brachte die Ehe einen grossen Achat mit. Dieser wurde von dem Ehepaar stets mit «Andacht» behandelt.

«Was ist nur mit dem Stein?», fragte ich einmal. Mein Schwager antwortete an seiner ersten Stelle als Sekundarlehrer in Embrach und daneben in einem Privatinstitut in Grenchen, wo der junge Zahn als Schlichter war.

Er antwortete mir: «Dieser Stein stammt von einem ehemaligen Schüler, der mein lieber Zögling war, ein seltener, stets einsam seitwärts von den andern stehender Junge, hochintelligent, äusserst fleissig, still, ernst und — äusserst höflich. Ich bemühte mich nicht sehr, ihn zu «beeinflussen», denn ich spürte, dass man ihn lassen müsste, weil er seine eigenen Wege gehen werde. Er kam von G ö s c h e n e n, wo seine Eltern lebten. Beim Abschied von der Schule schenkte er mir aus Dankbarkeit eben diesen Achat.»

Durch diese Erklärung ist der Stein ein Stück Leben für mich geworden; oft hatte ich das Gefühl, er bilde den Anlass zu irgend einer Begegnung.

Der Achat war von der Grösse eines Kindkopfes, auf drei Seiten rauh und un bearbeitet, aber von geschlossener Gesetzmässigkeit — tief braun-schwarz, von einigen schmalen leuchtend-weißen und glutfarbenen Adern durchzogen, welche erst auf der herrlich polierten Oberfläche sichtbar wurden.

Diese Politur war mir gleich der Politur, die im gesellschaftlichen Leben mehr oder weniger einseitig oder mehr oder weniger edel den Menschen im Trübel des Verkehrs und der Arbeit — schleift. Durch mein eigenes, gewürfeltes Leben dachte ich viele Jahre nicht mehr an den Stein.

Anfangs des Ersten Weltkrieges kehrte ich in meine alte Heimat zurück. Anlässlich einer Porträtausstellung von Dichtern und Schriftstellern in der «Meise» überlegte ich, welche Schriftsteller ich wohl zu «Sitzungen» bitten dürfte.

Blitzartig tauchte der Achat vor mir auf. Durfte ich es wagen, einen bekannten Dichter wie E r n s t Z a h n zu bitten? Denn von ihm stammte jener Stein.

Ihn und Maria Waser (die ich bereits als Redaktorin der «Schweiz» kennen gelernt hatte), wollte ich ersuchen, zu «sitzen». In entscheidenden Momenten lehnte ich von jeder jede Protektion ab und so klopfte ich, wenn auch klopfenden Herzens und zaghaft bei den beiden an.

Sie gewährten mir beide sofort meine Bitte. Die Sitzung in meinem Atelier mit E r n s t Z a h n begann: zuerst war wohl der Dichter betretener als ich, als er von allen Seiten «fixiert» wurde, aber er hielt tapfer Stand und unser Gespräch wurde allmählich freier von konventioneller Gebundenheit. Als er einmal den Kopf gar so hoch hob, dass ich kleine Person ihm fast in die Nasenhöhle sah, erlaubte ich mir zu sagen: «Bitte, Herr Zahn, nicht so hoch, sonst sagen die Leute wieder: Der Zahn ist hochmütig!», was ich so gar nicht finden kann.»

«Ja», sagte er darauf, «sehen Sie, das ist es — ich gehe sehr aufrecht und bin doch im Grunde heute noch schüchtern. Was man mir falsch auslegt.» (Zahn war damals schon Vater von fünf Kindern.) «Komme ich in eine Gesellschaft in einen Vortrag und die Leute sagen: Der Zahn kommt, dann fühle ich mich sehr unbehaglich und um es nicht merken zu lassen, straffe ich mich, trage den Kopf hoch, — aus Schüchternheit.»

«Oh, Herr Zahn, das verstehe ich gut, auch mir sagte man bis zum 25. Jahrgang nach ich sei hochmütig, und doch war es nur Schüchternheit, denn ich wäre mit jedem einfachen Handlanger an den gleichen Tisch gesessen.»

Einige Male wurde ich dann zu Ferien in die Familie Zahn eingeladen nach Sarnen, und in ihr schönes gemütliches Heim in Hintermeggen ans «stille Ufer». Dort lernte ich dann die ganze Familie Zahn — wie ich den Achaten auch von der naturhaften Seite kennen und — lieben.

Von Ernst Zahn, dem Schriftsteller zu schreiben,



... sind wirklich köstlich!

Generalvertreiber:

Lüchinger & Cie. AG, Eier-Import.

Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Ihre Stimme, muss Ihnen die Wahl schwer geworden sein. Sie gehören auf die Bühne, Signorina!

Eine Welle des Glücks, wie sie Angelika vorher nie erfahren, hüllte sie ein, als sie fühlte, wie seine Hand nach der ihren suchte und sie mit unendlicher Zärtlichkeit umschloss.

Mit einer kaum merklichen Bewegung des Kopfes wehrte sie sich gegen den Einfluss, den der Fremde auf sie ausübte und drohte.

«Mein Beruf war mir bereits in die Wiege gelegt. Es gibt für mich keine Entscheidung mehr!», sagte sie.

«Wie, Sie wurden gezwungen?», fragte Fredoni erschrocken.

«Das gerade nicht, aber man lobte mich so unentwegt, dass ich schliesslich selbst an meine Kunst glaubte und doch... doch...»

«Ich Unglückseliger! Musste ich es sein, der Ihr Opfer, Ihre Entsagung wieder in Erinnerung rief? Verzeihen Sie mir! Ich verstehe, ich weiss, es gibt Dinge, Zusammenhänge, die man empfindet, über die man aber nicht reden kann.» Ein Ton des Versteherens klang aus seiner Stimme.

«Nein, es steht kein Entsetzen hinter meiner beruflichen Wahl. Ich fühle nur, dass ich zu früh unter dem Zwange des Geldes malen musste.» Von einem plötzlichen Zutraulichkeit erfasst, die ihr sonst einem Fremden gegenüber fern lag, waren ihr diese Worte entwichen.

«Sie schenken Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen, Signorina! Wie tröstlich und beruhigend ist es, wenn gleichgesinnte Seelen ihre Herzen öffnen

überlasse ich selbstredend den literarisch Berufenen.

Sicherlich aber dankt er sein reiches, zielklares Schaffen nicht allein seiner Begabung und seiner strengen Arbeitseinhaltung, sondern auch seiner ihm in voller Liebe ergebenen Familie, vorab seiner zierlichen Gattin, welche mit unendlichem Charme waltet als Betreuerin seiner Arbeit und seiner Gesundheit, als liebende Mutter, als sorgende Gastgeberin, einfach als musterhaft «strategische Hausfrau», und all das umgeben von der Sphäre der echten «Dame».

Früh morgens, um 5 Uhr, sah ich da von oben her in der Morgensonne im grossen, reichen Blumen Garten, ein Wesen, mit grüner Schürze ange tan, mit einer grossen Schere in den Händen und grossem Hut und ich wunderte mich, dass der Gärtner mit Handschuhen arbeitete. Aber der Gärtner an jedem frühen Morgen war Frau Zahn selbst, um 6 Uhr sammelte sie das Dienstpersonal im Office und besprach und übergab jedem seinen Tages-Arbeitsplan — alles nach vorheriger kluger, unumstösslicher Überlegung ausgearbeitet. Von 8 bis 10 Uhr stand das Frühstück zierlich gerichtet bereit für die fünf bis sieben Gäste, welche während der harten Kriegszeit in den Ländern rings um, abwechselnd je drei Wochen das gastliche Heim bis in den Herbst genossen. Von 8 oder 9 Uhr an wurde es still im Hause, weil «Väterchen» (wie Zahn in der Familie genannt wird) mit der jüngsten Tochter Ilse, seiner unentbehrlichen, treuen Sekretärin, seinen Arbeitsraum betrat. Kein Laut durfte da mehr stören. Dies bis um halb ein Uhr. Dann sammelten sich alle pünktlich — die Familie und ihre Gäste — zum Kraft und Freude spendenden Mahl.

Ihr Leitmotiv ist, ohne es auszusprechen: «Alles Tun und Sorgen, fürs Wohl und zur Freude des Väterchens.»

Bei Tisch und im Freien nachher ist dann Ernst Zahn selbstredend der taktvoll-dominierende Hausherr und Gastgeber. Da ist er so, wie ihn wohl Ausstehende selten kennen lernen: Fröhlich, gelöst, sprühend-witzig, doch nie verletzt sein Witz.

Nach Tisch wird meist beim schwarzen Kaffee gejasst, gepockert und nach dem Nachessen vorgesungen, musiziert, geplaudert und eben auch gejasst.

Um 2 Uhr mittags befiehlt die graziöse Diktatorin alle zur Ruhe. Da gibt es auch für Feriengäste keine Widerrede.

Am ersten Tage meines Aufenthaltes hörte ich entfernt vom Hause Schläge. Da spaltete Ernst Zahn — mit aufgekrepelten Ärmeln — statt zu ruhen — Holz, um elastisch und in Form zu bleiben. Gegen vier Uhr wurde am Ufer Tee und Zwieback serviert, vorher schwammen alle, die schwimmen konnten, in den See hinaus. Ernst Zahn als Tritone und seine Frau als Nereide voran. — Nur ich geruhte — da ich nicht schwimmen kann — vom Boot im Bootshaus ins Wasser zu fallen, den Arm auszurecken und bewusstlos unterzusenken. Der Vorfall wäre — ausser den rasenden Schmerzen — humorvoll gewesen, wenn ich gewusst hätte, dass der Grund nur ein Meter tief lag, statt haushoch wie ich meinte. Nach dem Unfall war die liebe Frau Zahn an meinem Bett, und trotz allem immer bedacht auf die Schonung ihres Dichter-Gemahls, sagte sie, «Wie gut, dass Väterchen nicht da ist, er hätte Ihre Schreie nicht ertragen» (Ein Tierarzt, weil kein anderer Arzt da war, hatte meine Arm zweimal falsch eingedreht) und so entschloss man sich, mich im Bademantel meines Gastgebers ins Luzerner Spital zu transportieren. «Sie sind auch im Spital mein Gast», sagte nachher Ernst Zahn.

Wer es miterlebt hat, mit welch grosser Güte Ernst Zahn mit dem «einfachsten Menschen» verkehrt, mit welcher Höflichkeit er die Angestellten behandelt, mit welch seelischer Hilfsbereitschaft er denen begegnet, die in gefährdeten Situationen sind und wie neidlos wegweisend er zu Jungen, aufstrebenden Talenten — die Rat bei ihm suchten — immer war, der muss ihn ehren und lieben.

Die warmherzige, allzürh verstorbene Maria Waser, konnte nie genug darauf hinweisen, welch guter Mensch E r n s t Z a h n sei, und dass er als Neuerer seiner Zeit den «Jungen» den Weg bereite, von dem sie oft in Ueberhechlichkeit nicht wüssten, dass sie weiterbauend ihn ihm verdanken.

Der Achat wurde mir zum Symbol für Zahns lautloses, gefestigtes Kämpfen, verbunden mit grosser, naturhafter Güte. Mögen diese Zeilen nicht dazu führen, dass die Stille um den nun 85jährigen Jubilaren mit Anliegen aller Art von ausserer gestört werde!

Dora Hauth-Trachler

## Wohnkultur in der «Pergola»

G. M. Das Wohnproblem manch einer berufstätigen Bernerin hat heute eine vorbildliche Lösung gefunden: dank der «Pergola», dem neu geschaffenen Wohnheim für weibliche Erwerbstätige, das Zweckmässigkeit und Behagen miteinander verbindet. Den verschiedenen Wohnbedürfnissen der alleinstehenden Frauen entsprechend und heutiger Wohnauffassung gemäss, umfasst die mit allen neuzeitlichen Bequemlichkeiten ausgerüstete «Heimstatt der Frauen» zwei Häuser: eines mit rund fünfzig heimeligen möblierten und unmöblierten Einzelzimmern, auch Passantenzimmern, und einer freundlich zum Verweilen einladenden Wohnhalle im Erdgeschoss. Der andere Bau, ein eigentliches Appartementhaus, enthält sechzehn Einzelzimmer- und neun Zweizimmerwohnungen mit Kleinküche, Bad und Balkon. Ein behagliches Restaurant und eine Gartenanlage mit gedeckter Pergola (daher der Name!) verbinden die beiden Häuser miteinander.

Das Appartementhaus beherbergte dieser Tage eine von bernischen Ausstattungsfirmen geschaffene Wohnausstellung. Ein ganzes Stockwerk umfassend, zeigte sie eine Reihe reizvoller und durchdachter Lösungen für die Gestaltung des Jungesellinnenheims. Die Schau überzeugte einen davon, dass bei guter Raumeinteilung und lockerer, freier Anordnung der Möbel (die es ja heute ebenfalls auf Platzsparen abgesehen haben) auch in der neuzeitlichen Kleinwohnung nichts von Enge zu spüren ist. Wie geschickt war zum Beispiel die Stube einer geistig Schaffenden ange teilt in einen Wohnraum mit gemütlicher Sitzgruppe und einen Arbeitsraum, ausgestattet mit Typenmöbeln, die sich beliebig zusammenstellen und ergänzen lassen. Die Abgrenzung bildete ein schwereloses, in die Zimmermitte hinausgreifender Schreibtisch, dessen Rücken von einem Sofa gedeckt wurde, das sich nachts in ein bequemes Bett verwandeln lässt.

## Was erhofft die Frau von der Ehe?

Viele Menschen stellen sich die eheliche Liebe in einem wesentlichen Punkte ganz falsch vor. Sie sehen sich nach einer dauernden «Höhe» der Gefühle, die nun gewissermassen durch die Heirat erreicht ist, wie ein unendlich gnädiger «Gipfel», der die Partner ewig «oben» behält. Ist das Ziel erreicht, löst sich wohl etwa ein erlösender Seufzer von den Lippen: «endlich geschafft, nun kann uns nichts mehr passieren». Vor allem sind es Frauen, die so ganz mit ihrem Herzen, und vielleicht nur mit dem Herzen dabei sind und wirklich mit Leib und Seele im «Du» aufgehen möchten. Sie denken am allerwenigsten daran, dass alle Gefühle, auch die der innigsten Liebe gelegentlichen Schwankungen unterworfen sind! Durch die Erfahrungen des Lebens und die vielen Erlebnisse des Alltags verändern sie sich mitunter, wenn auch oft sehr langsam und unmerklich und durchaus nicht immer zum Nachteil der ehelichen Gemeinschaft.

Alles, was wir erleben in der Ehe, lässt seinen Niederschlag an unseren Gefühlen zurück. Das zarte Gebilde der seelischen Struktur registriert manchmal vom Verstande ganz unbemerkt allerlei freudige und bittere Erlebnisse, Erregungen und Eindrücke. Wir sagen dann wohl etwa zu uns selbst mit einem gewissen Erstaunen: «Wer hätte doch gedacht, dass ich heute so handeln könnte, früher wäre das unmöglich gewesen.» Wir haben uns also uns selbst nicht bewusst — verändert und auch unsere Gefühlside sind oft nicht mehr dieselben. Selbstverständlich gilt dies nicht nur für uns selbst.

Auch unsere nächste Umgebung, unser Ehepartner zum Beispiel macht vielleicht seinem Wesen und seinen eigenen Erlebnissen entsprechend Wandlungen durch. Auch seine Gefühle werden — älter, was noch lange nicht heissen will, dass sie nun auch «kälter» sein müssen. Im Gegenteil! Sehr oft sogar erleben Eheleute das selbige Wunder, dass ihre Liebe mit ihnen selbst wohl reifer wird, aber im Laufe der Zeit auch immer tiefer und mit allerlei Gefühlen der Dankbarkeit und Ehrfurcht gemischt. Doch — es gibt nun einmal keine Sicherheit in der Gefühlswelt und die Heirat ist auch in diesem Sinne kein Abschluss und keine unerschütterliche Festung. Es ist auch falsch zu glauben, dass wir in der Ehe nun alles «Hand in Hand» und «in Herz und eine Seele» erleben würden! Auch in der innigsten Gemeinschaft bleibt jeder Mensch in vielen Dingen mit seinen persönlichen Eindrücken und Erlebnissen, mit seinen Gefühlen und Ansichten — allein.

In einem andern Raum entdeckte man ein originelles «Zusammensetzstück», alles fügen sich ein, war aufeinander abgestimmt: nicht nur die zierlich gegliederten, Zweckmässigkeit mit guter Form verbindenden Möbel; auch Teppiche, Vorhänge, Bilder und kunstgewerbliche Gegenstände halfen mit, das Gesamtbild der Räume abzurunden, es zu steigern und zu erfrischen. Dem wohllichen Behagen dienten auch die Lichtquellen. Als Stahllampe, Hängelampe oder von einem sehr gelenkigen Wandarm in die Stube hineingehalten, tauchten sie hier einen Tisch, eine Lesescke, einen Arbeitsplatz in blendungsfreie Helle und warfen dort auf eine Sitzgruppe gedämpftere, stimmungsaubrige Lichtakzente. Die Schirme der Lampen glichen oft koketten Plisseröckchen, zeigten eine Vorliebe für fein und kunstvoll gefaltetes helles Papier.

Als wir dann noch einen Blick in die Kleinküche im «Laboratoriumstil» warfen, schien uns, man könne hier gar nicht anders als rationell arbeiten. Herd, Rüstplatz, Spülbecken, Anrichte sind so konstruiert und angeordnet worden, dass sich die einzelnen Arbeitsgänge rasch und fließend abwickeln. Dadurch kann viel Zeit und Kraft gespart werden, die in planlos eingerichteten Küchen unnötig verloren geht.

Eine weise Einrichtung der Natur hat dafür gesorgt, dass wir Menschen uns niemals einer dauerhaften Liebe erfreuen können, wenn wir nicht unser Teil dazu beitragen sie — zu verdienen und auch dann ist es noch Gnade des Schicksals, wenn unsere Gefühle und Anstrengungen einen Widerhall finden, der uns selbst beglückt.

Was eine Frau vor allem wissen muss ist die Tatsache, dass es nach der Heirat nicht genügt, eine ta dellose Hausfrau zu sein, die Kinder grosszuziehen und am Sonntag mit der Familie einen Spaziergang zu machen. Dieser biedere Boden genügt selbst für die Erhaltung heisser und inniger Liebesgefühle. Was den Mann vor der Ehe an seiner Frau «esselte», will er auch nachher nicht missen und so ist es vor allem wichtig, den persönlichen fraulichen Liebreiz zu erhalten, auch wenn noch so viel Arbeit da ist und die Haare bereits grau werden.

Die Frau sucht in der Ehe vorwegnehmend Liebe, gepaart mit ritte rlicher Güte und wohlwollendem Entgegenkommen, sie sucht vielleicht auch Schutz, Frieden und Geborgenheit. Dies sind Werte, die möglicherweise da sind, aber immer auch sehr leicht verloren gehen können. Für ihre Entstehung und ihre Erhaltung müssen Mann und Frau zugleich Opfer bringen können, denn das Gefühl der Liebe, dem schliesslich alle Schöne entfließen soll, beruht immer auf Gegenseitigkeit und muss von beiden Seiten stetsfort genährt werden. Es ist gerade deshalb nie zu spät für einen neuen Anfang während der Ehe und jeder Partner kann damit beginnen. Wo die Liebe so leicht durch die Gewohnheit verflacht, wie in der ehelichen Gemeinschaft, ist ein neuer Antrieb manchmal sehr nötig. Eine Umstellung in den Lebensgewohnheiten oder den Anschauungen kann Anlass und Voraussetzung sein, für die Entfaltung neuer und schöner Liebesgefühle! Jedes tödliche Verharren stumpft ab, aber das wechselvolle Leben regt an! Deshalb sollte sich keine Frau mit dem Abschluss der Heirat «zur Ruhe setzen». Auch wenn sie in Bewegung ist mit ihren Hausfrauenarbeiten, kann sie dafür geistig oder seelisch unbeweglich werden und den Gatten langweilen. Es genügt nicht, selbst in der Ehe etwas zu erhoffen, man muss auch sein Scherlein zum Gelingen des gemeinsamen Glückes beitragen und daran denken, dass der Partner auch Wünsche hat, die wir ihm erfüllen sollen! Sybille

«Francesco, du hier? Sie versuchte, ihre eigene Erregung zu bekämpfen, obwohl sie ihm am liebsten die Arme entgegen gestreckt hätte.

«Sei mir nicht böse, wenn ich dich bis hierher verfolge. Dein Vater verbietet mir, dich wiederzusehen, er befürchtet, dass ich dich der Malerei abwendig mache. Und jetzt... wo ich deine Bilder sah, habe ich selber den Mut dazu verloren, dich zu überreden. Mein Engel, sag mir nur dieses eine: Ist es wahr, dass dein Vater dich einschliesst?»

«Ja, das tut er! Aber auf meinen eigenen Wunsch, wenn ich ungestört arbeiten will», wandte Angelika ein.

«Das sagst du, um deinen Vater zu entschuldigen, der dich auf eine unerhörte Art und Weise zur Arbeit antreibt!», vollendete der junge Musiker seine Anschuldigungen.

«Du überbrestest, Francesco!», sagte Angelika ruhig, aber bestimmt. Sie wanderten jetzt an Lorbeeren, Zypressen und Pinien vorbei, der Stadt entgegen.

«Du flüchtest vor einem grossen Talent, weil man es begreift, bevor es sich zur Vollendung entfalten konnte. Aber vor der Liebe kannst du nicht fliehen. Du...»

«Ich bitte dich Francesco», unterbach sie mit zitternder Stimme.

«Du legst dem Schicksal zur Last, was du versumst!»

«Erinnerungen sind oft schöner als die Wirklichkeit. Es wird mir Mut geben zu wissen, dass du auch in Gedanken an mich glauben wirst! Diese

Worte klangen wie eine Aufforderung, gegen die es keine Einwendung gab.

«Ich werde dich nie vergessen, Angelika!»,

«Addio!»

Leidenschaftlich ergriffen küsste er ihre Hand. Angelika sah ihm nach. Er ging, wie ein plötzlich müde gewordener Mensch zu gehen pflegt. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, schaute, als ob er Blick ihn dazu gezwungen hätte, zurück und zog nochmals grüssend sein Barett.

In Angelika tobte der Kampf um das Recht der Jugend, das ihr Gefühl mit allen Fasern des Herzens suchte, Unbarmerzig hart kam ihr die Trennung von Fredoni vor. Wie ein zartes Schleiergebilde sah sie ihren Jugendtraum in unerreichbarem Fernen entschwinden. Sie fühlte den untrüglichen Zwang, der sie hinderte, ihrer Herzensneigung zu folgen.

Tagelang fand sie keine Lust mehr zur Arbeit. Staffelei und Paletten flossen ihr Unbehagen ein. Ihr Vater konnte sich das bedrückte Wesen seiner Tochter nur mit einer heimlichen Begegnung der jungen Leute erklären. Um der drohenden Gefahr neuer Zusammenbrüche zu entgehen, die seinem Willen zuwiderliefen, beschloss er eine vorzeitige Abreise nach Rom. Dieser Plan brachte die junge Künstlerin wieder in eine frohere Stimmung.

«In Rom wirst du diese Schwärmeri bald vergessen. Dort wird es Kavaliere genug geben, die meiner Tochter würdiger sind!», sagte Vater Kaufmann, dessen ehrgeizige Pläne Angelika längst be kannt waren.

## Bravo!

Bei der Abstimmung über die neuen Glasscheiben im Basler Münster — die übrigens abgelehnt worden sind — gingen etwa 25 Prozent der Stimmberechtigten zur Urne, was nach dem oft temperamentalen Auftakt zur Abstimmung auffallend wenig ist. Tapfer haben sich die Basler Frauen gehalten, indem sie zu 1212 gegen 9585 Männer den Weg zur Urne gegangen sind.

Auch bei der grossen Rheinaudemonstration soll etwa ein Drittel der Teilnehmer aus Frauen bestanden haben, die tapfer die drei Stunden Marsch und Stehen in Schnee und Wind durchgehalten haben: Frauen im vornehmen Pelzmantel Seite an Seite mit Land- und Arbeiterfrauen, vereint im gemeinsamen Dienst an der Heimat.

## Die Haushaltere im Kanton Bern (Schweizer Frauenblatt, Nr. 51 vom 21. Dez. 1951)

In diesem Artikel heisst es von der Haushaltere: «Sie war eben neu und niemand hatte dergleichen schon gehört.» Diese Feststellung entspricht nicht ganz den Tatsachen. Im Bericht der Schweizerischen Studienkommission für die Hausdienstfrage vom Jahre 1932 an das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit lesen wir über die Haushaltere (S. 89):

«Schon 1905 haben einsichtige Frauen in Basel den Wert der Haushaltere erkannt und einen besonderen Lehrvertrag für den Hausdienst aufgestellt. Jene Vertragsbestimmungen wurden ganz modern an: Die Lehre dauerte 2 Jahre, wurde aber bald auf ein Jahr herabgesetzt. Die Lohnskala enthielt ungefähr der heute üblichen, die Arbeitszeit ist etwas länger, die Freizeit knapper, dafür wurden die Hausfrauen verpflichtet, die Lehrlinge nach 2 Nachmittagen der Woche in dreistündige Näh- und Glättkurse zu schicken. Die Mädchen erhielten am Schluss der Lehrzeit ein Abgangszeugnis vom Verein. Diese Institution arbeitete eine Zeitlang mit Erfolg, vor wenigen Jahren wurde die Haushaltere in Basel auf einen neuen Grundlage wieder eingeführt. Vor 10 bis 15 Jahren haben einzelne Berufsberaterinnen an verschiedenen Orten die Einführung der Haushaltere in die Wege geleitet, vor allem in St. Gallen und Bern.»

Aber auch mit dieser Einschränkung bleibt die Tatsache bestehen, dass sich Fräulein Neuenchwander wie wenige Frauen durch Wort und Schrift und ihr Beispiel für die hauswirtschaftliche

Ausbildung der Mädchen, besonders durch die Haushaltere, eingesetzt hat. Ihr grösstes Verdienst liegt aber auf einem anderen, allerdings verwandten Gebiet. Fräulein Neuenchwander verdankt wir ausser den landwirtschaftlichen Haushaltungsschulen und Einführungskursen alle Ausbildungsmöglichkeiten für Bauerntöchter. Sie hat die Lehre im bäuerlichen Haushalt eingeführt, die Berufsprüfung für Bäuerinnen angeregt und den Haushalterinnenkurs in Bern ins Leben gerufen. Wenn heute in den Bauernhäusern eine junge Frauengeneration dahelmt ist, die berufstätig, aufgeschlossen und zuverlässig ihre Aufgaben erfüllt, so wollen wir nie vergessen, dass Fräulein Neuenchwander den Grund gelegt hat dazu. R. v.

## Innenminister Scelba über die Glaubensarbeit in Italien

Der italienische Innenminister amping am 5. Dezember den in Rom zu Besuch weilenden Präsidenten des Baptisten-Weltbundes, Rev. F. Townley Lord. Dem Minister sollten die Ansprüche auf Glaubensfreiheit der italienischen Protestanten im allgemeinen und der Baptisten in Italien im besonderen vorgetragen werden, wie sie ihnen nach der neuen italienischen Verfassung zustehen, in der Praxis jedoch auf ernste Schwierigkeiten stossen. Glaubensfreiheit bedingt gleichzeitig die ungehinderte Errichtung entsprechender Kultstätten. In einigen Fällen haben die örtlichen Behörden eine Sondergenehmigung für den Bau eines evangelischen Gotteshauses verlangt, die erst nach langen Verzögerungen erteilt wurde.

Dr. Lord, begleitet von Dr. Manfredi Monchi, dem Exekutiv-Sekretär der Baptisten-Union in Italien, sprach sich anerkennend über das Entgegenkommen aus, das ihm während seiner Unterredung bezug auf die Erklärungen Minister Scelba, «es würde für den Ausbau guter Beziehungen zwischen den demokratischen Staaten von grösstem Wert sein, wenn die Baptisten aller Länder durch den italienischen Innenminister versichert würden, dass seine Regierung darauf bedacht sei, die Glaubensfreiheit zu voller Auswirkung kommen zu lassen.»

Signor Scelba gab die Versicherung ab, seine Regierung hege die Absicht, die in der Verfassung enthaltene Glaubensfreiheit zur Auswirkung gelangen zu lassen. Auf die weitere Frage Dr. Lords, «ob im Fall örtlicher Schwierigkeiten die Baptisten Italiens damit rechnen dürfen, beim Innenminister vorstellig zu werden», erteilte Signor Scelba eine bejahende Antwort. E. P. D.

Nachtarbeit und die Arbeit in den Bergwerken ist nicht mehr für alle Frauen, sondern nur noch für Mädchen unter 16 Jahren und für werdende Mütter verboten. Eigenartig berührt die Begründung dieser Neuerung: «Das Nachtarbeitsverbot war unter dem Kapitalismus notwendig. Wir haben eine demokratische Wirtschaft, neue Verhältnisse stellen neue Aufgaben!» Was wird die demokratische Wirtschaft den Ostzonen-Frauen wohl noch weiter bescheren? G. Gerhard

## Kleine Rundschau

### Protestanten in Polen

Roland de Pury, Pfarrer in Lyon, befand sich kürzlich auf einer Besuchsreise in Polen und gibt seine Eindrücke in folgendem interessantem Bericht wieder:

Zahlenmässig kommt der Anteil der protestantischen Bevölkerung Polens an der Gesamtbevölkerung ungefähr demjenigen der Reformierten Frankreichs gleich: Auf eine Gesamtbevölkerung von 20 Millionen entfallen 250 000 Protestanten. Davon sind 200 000 Lutheraner mit einer theologischen Fakultät in Warschau, 10 000 Reformierte und etwa 1000 methodistische Gemeinden. Die Britische Bibelgesellschaft, die in der bedeutendsten Strasse von Warschau ein Schaufenster besitzt, verkaufte im vergangenen Jahr 150 000 Bibeln.

Die kleine Reformierte Kirche ist arm und zerstreut. Sie hat im Kampf um ihre Existenz mit gewaltigen materiellen Schwierigkeiten zu ringen. Der Reformierte Weltbund unterstützt sie, aber was bedeuten 1000 Schweizerfranken, die in 1000 Zloty umgewandelt werden, wenn ein Meter Stoff 300 Zloty kostet? Trotzdem aber ist die Lage der Warschauer Gemeinde, die vor dem Kriege 200 und heute 1000 Glieder zählt, hoffnungsvoll. E. P. D.

### Der Verband ostschweizerischer landwirtschaftlicher Genossenschaften (V. O. L. G.) Winterthur

Dem 354 Genossenschaften aus 10 Kantonen der Zentral- und Ostschweiz angehörend, setzte 1951 für Fr. 115 894 905 Waren um gegen Fr. 112 656 422 im Jahre vorher. Davon waren landwirtschaftliche Hilfsstoffe (Kunstdünger, Kraftfuttermittel und Sämereien) 30,41 Millionen (32,09%), Haushaltswaren 55,80 (55,39) und Landesprodukte (Obst, Gemüse, Heu und Emd, Stroh, Bienenhonig, Eier usw.) 29,68 (25,17) Millionen Franken. Der Getreideverkehr sowie die Uebernahme von Oelseen, die im erwähnten Umsatz nicht begriffen sind, beliefen sich in der gleichen Zeit auf 24 407 190 (1950 Fr. 17 668 402). Totalumsatz somit 140,30 Millionen Franken. Der Reinertrag wird verwendet zu ausserordentlichen Abschreibungen und zur Ausrichtung einer Rückvergütung von Fr. 438 434 an die Genossenschaften. Fr. 77 556,72 werden auf neue Rechnung vorgetragen.

### Ein Nylon-Kalender

Eine reizvolle Idee hat die Viscose Emmenbrücke mit ihrem Nylon-Kalender 1952 verwirklicht. Die handliche Agenda mit buntem Umschlag ist dem Kunststoff Nylon gewidmet, der kaum erst zehn Jahre alt geworden und dabei schon sagenumwoben ist. Neuerdings wird er unter der Schutzmarke «Nylon Emmenbrücke» auch in der Schweiz hergestellt, und es ergibt sich so Gelegenheit, einige Geheimnisse um Nylon zu lüften und auf die bestehenden und noch zu erwartenden Verwendungsmöglichkeiten hinzuweisen.

Schon der Name «Nylon» dürfte den meisten ein Rätsel aufgeben. Wer auf eine chemische Formel tippt, geht fehl, denn «Nylon» hat einen poetischen Ursprung. Die massgebend an der Entdeckung beteiligten amerikanischen Chemiker fügten die Anfangsbuchstaben der Vornamen ihrer Gattinnen (Nancy, Yvonne, Louella, ...) aneinander und schufen so den Ausdruck. In USA hat das Produkt seinen Siegeszug angetreten, wie anderswo in einem statistisch belegten Abschnitt geschildert wird. Bei uns indessen gibt es noch viele Vorurteile, die ebenfalls untersucht und auf ihre Stichhaltigkeit hin geprüft werden. Ein Arzt gibt seiner Meinung kund, nur ein kleines Detail: Als Nähfäden bei Operationen ist zweifellos Nylon am geeignetsten, weil es unzerreissbar wie Draht und dabei sehr leicht zu desinfizieren ist.

Praktische Tipps, modische Anregungen und ein Wettbewerb helfen, zusammen mit dem reizvoll gedruckten Kalender, mit dieses Büchlein so wissenschaftlich und liebenswert wie nur möglich zu gestalten. Der Wettbewerb wendet sich übrigens an die Findigkeit und an den modischen Flair der Verkäuferinnen (und Verkäufer), die täglich mit Nylon zu tun haben und für welche das Vadecumum in erster Linie bestimmt ist. Charmante und luftige Zeichnungen von Ida Hesse, sowie hübsche Anekdoten erhöhen den Reiz der Agenda, die auch der Kundin eines Geschäftes, welches Nylon Produkte führt, auf Wunsch zur Verfügung gestellt wird.

## Veranstaltungen

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Gruppe Bern, Theaterplatz 7, 2. Stock, Freitag, 1. Februar, 16.30 Uhr: Vortrag in französischer Sprache von Madame L. Degoumois: «Julien Green, l'homme et l'écrivain». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Zürich: Lyceum-Club, Rämistrasse 26, Montag, 4. Februar, 17 Uhr: Father Flanagan of Boys Town and his work among the criminal Youth of the U.S.A. Vortrag von Miss E. Cotton. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

## Veranstaltung

Bern: Kantonal-bernerische Vereinigung für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde, Samstag, 9. Februar 1952, in Langenthal: Delegiertenversammlung, 14.30 Uhr, im alkoholreichen Restaurant «Turm».

## Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 4. Februar sind in der Sendung «Notiers und probiers» um 14 Uhr folgende Beiträge zu hören: «Eine kleine Handarbeit», — Das Rezept, — Der grosse Briefkasten, — Die drei Wünsche, — Mittwoch, 6. Februar wird um 14 Uhr der Reisebericht «Päuli erlbt e neu! Walt» fortgesetzt. Diesmal erzählt Hedy Schaub von ihren Erlebnissen in Kalifornien. Um 22.20 Uhr ist die Sendung «Frauen sprechen zu Männern» vorgesehen. — Donnerstag, 7. Februar, gibt um 14 Uhr Milly Wagner-Meyer Ratschläge über den Umgang mit unseren Kleinen: «Spiel und Spielzeug», — Freitag, 8. Februar, um 14 Uhr wird im Zyklus «Zürcher Aerztinnen sprechen» über «Schlaf und Schlafstörungen» berichtet. Anschliessend plaudert Elisabeth Thummen mit den Hörerinnen.

## Redaktion:

Frau El. Studer-V. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

## Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trossstrasse 28, Winterthur

## «Hundert Jahre Frauenbewegung in Deutschland»

Zum ersten Mal fällt mein Auge wieder auf das im reichsdeutschen Wortschatz seit langem verschwundene Wort «Frauenbewegung», wie ich die Broschüre von Dr. Gabriele Strecker vor mir liegen habe. Dorothee v. Velsen gibt dem Büchlein das Geleitwort auf den Weg, sie, die wir an internationalen Frauentagungen zu treffen pflegten. Die andern bedeutenden Frauen, die zu unserm Land besonders lebhaft Beziehungen unterhielten und uns starke Impulse gaben, Gertrud Bäumer, Marie Elisabeth Lüders, Alice Salomon u. a. führen in der Broschüre ein mehr schenemhaftes Dasein. Knapp ein Drittel des Büchleins nur ist der deutschen Frauenbewegung vor 1933 gewidmet. Der Bedeutung dieser Epoche entsprechend, müsste das Verhältnis umgekehrt sein. Betrachten wir die Literatur-Hinweise, die der Broschüre beigegeben sind, so fällt auf, dass alle Bücher — mit einer Ausnahme — aus der Zeit vor 1933 stammen. Ob spätere Veröffentlichungen nicht mehr als ernsthaft erachtet werden oder die Produktion ganz versiegte, wissen wir nicht. Um so mehr begrüessen wir es, dass das Scherwergewicht von Gabriele Streckers Broschüre auf der Zeit liegt, von der wir bisher nur vereinzelt Meldungen, nicht aber eine zusammenhängende Darstellung bekommen haben. «Zur Ehre der deutschen Frauenvereine muss gesagt werden, dass sie sich besser gehalten haben als viele Männerorganisationen, die mit fliegenden Fahnen nicht schnell genug den Weg der Gleichschaltung beschreiten konnten.» Nach dem Urteil der Verfasserin stimmt es also nicht unbedingt, dass die deutschen Frauen Hitler zur Macht verholfen hätten. Agnes v. Zahn-Harnack, die unter den deutschen Frauen war, für die der Bund Schweiz. Frauenvereine 1948 ein erstes Treffen mit einer Gruppe Schweizerinnen in St. Gallen veranstaltete, leitete zur Zeit des «Unseligen Einschnitts» — so nennt Gabriele Strecker 1933 — den Bund Deutschen Frauenvereine. Sie löste ihn lieber auf, als dass sie ihn einer Zwangsauflösung oder gar der Gleichschaltung ausgeliefert hätte.

Für das Hitlerregime sind die Worte kennzeichnend, die der «Führer» 1934 auf einem Kongress an die Nazifrauen richtete: «Das Wort von der Frauenemanzipation ist ein nur vom jüdischen Intellekt erfundenes Wort. Die deutsche Frau brauchte sich in wirklich guten Zeiten des deutschen Lebens nie zu emanzipieren. Ihre Welt ist ihr Mann, ihre Familie, ihre Kinder und ihr Haus. Jedes Kind, das sie zur Welt bringt, ist eine Schlacht, die sie besteht für Sein oder Nichtsein ihres Volkes. Wenn früher die liberale, intellektualistische Frauenbewegung in ihren Programmen viele Punkte enthielt, die ihren Ausgang vom sogenannten Geist nahmen, dann entging das Programm unserer nationalsozialistischen Frauenbewegung eigentlich nur einen einzigen Punkt und dieser Punkt heisst «das Kind». In Frau Scholtz-Klink gab Hitler den deutschen Frauen eine Führung.»

Sie stand an der Spitze des Deutschen Frauenwerks, in dem vor allem die Nationalsozialistische Frauenschaft, der weibliche Arbeitsdienst und der Bund Deutscher Mädels zusammengeschlossen waren. 1942 habe die Parteipresse die Mitgliederzahl des Deutschen Frauenwerks mit rund 11 Millionen angegeben; das sei ungefähr ein Drittel der weiblichen Bevölkerung des Landes gewesen. Die Verfasserin zweifelt daran, dass bei der grossen Mehrheit der organisierten Frauen auch nur ein Funke von Begeisterung vorhanden gewesen sei. Eine fanatische Minderheit habe im Vordergrund gestanden, dahinter eine Masse, die sehr bald seelisch müde und abgestumpft erschien.

Im Krieg war dann nicht mehr das Haus die «Welt» der Frau. Staatlicher Zwang presste sie in jede, auch die schwerste Männerarbeit. Es gab freilich auch Frauen, die sich der Arbeitspflicht entzogen, indem sie sich der «Schlacht durch Kinderkriegen» hingaben. Nach der Niederlage kamen in Deutschland auf 100 Männer 125 Frauen (1939: 100:105); für die Frauen im heiratsfähigen Alter war das Verhältnis noch viel ungünstiger als der Gesamtdurchschnitt. Man glaubt es der Verfasserin, wenn sie schreibt, mit dem nationalsozialistischen Staat seien auch seine Frauenorganisationen verschwunden, «keine Lücke hinterlassend, von niemand betrauert...»

Dann kam aber die Zeit, da die Vertreterinnen der «alten» Frauenbewegung und die Ueberlebenden der Opposition den Anstoss zur Bildung neuer Gruppen gaben, die man Frauenausschuss, Frauener, Frauendienst nannte. Diese Gruppe betätigen sich politisch, versuchen aber es überparteilich und überkonfessionell zu tun. Insbesondere soll die Trennung in bürgerliche und sozialistische Frauenbewegung verschwunden sein.

1947 kam es zu einer Interzonalen Frauentagung; doch wollte ein Gespräch zwischen den Frauen des Westens und des Ostens nicht in Gang kommen. Dagegen gelang im Oktober 1949 ein Zusammenschluss aller 15 Landesverbände der Westzone zum «Deutschen Frauering». Erfreuliches weiss die Broschüre zu berichten über die Bereitschaft der Frauen Amerikas und Englands, die Beziehungen zu den deutschen Frauen aufzunehmen. Dies führte schliesslich dazu, dass der Deutsche Frauering am Kongress in Athen (1950) in den Internationalen Frauenrat aufgenommen werden konnte.

Auch in der Ostzone bildeten sich Frauenausschüsse; sie legten sich zur Unterscheidung von den westlichen die Bezeichnung «antifaschistisch» zu. Sie unterscheiden sich aber auch darin, dass ihre Arbeit aus öffentlichen Mitteln finanziert wird. Die Berliner Frauenausschüsse scheinen aber in Ungnade gefallen zu sein. Sie wurden aufgelöst; während diejenigen auf dem Land weiterbestehen durften. Doch bekamen die Berliner Frauen bald ihre linientreue Organisation geschenkt. Seit 1945 bestand als kommunistische Fraueninternationale die Demokratische Frauenföderation. Unter grossem Gepränge wurde 1947 in Berlin ein Demokratischer Frauenbund gegründet. Mit den Machtmitteln des Regimes sei der Mitgliederstand bis Ende 1950 auf über eine Million gebracht worden. Schon 1948 war auch die Einordnung dieses Bundes in die Internationale Demokratische Frauenföderation erfolgt.

Zum Aufsehen mahnt der Bericht, dass verschiedene Schutzbestimmungen für die arbeitenden Frauen in der Ostzone verschwunden seien. Die

Der heimelige  
**Teerraum**  
Marktgasse 16  
**Gipfelstube**  
W. BEUTSCH, SOHN  
ZÜRICH



**SCHAFFHAUSER WOLLE**  
REINE KAMMOWOLLE

**Unsere Frauen**  
trinken ihren Kaffee bei Hilll im Vegetarischen Restaurant Zürich 1 Sihlstrasse 26/28

Ausgesuchte Menus nach Dr. Bircher-Benner. Diät- und Rohkostspeisen sorgfältig zubereitet. Eig. Konditorei. Bezahlräume im Parterre und 1. Stock.

Feine Delikatessen  
Güggeli / Ravioli / Pastelli / Sulzen

# Traiteur Seiler

Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telefon 27 49 77



**Ambrosia**  
das beliebte  
**Speiseöl und Kochfett**

**J. Leutert**  
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie  
Zürich 1  
Schützenstrasse 7  
Telefon 23 47 70  
Telephon 27 48 88  
Filiale Bahnhofplatz 7

Wie Dornen ohne eine Sonne, denk daran, ist ein Frühstück ohne Hacosan!  
\* Es gibt nichts Besseres!  
RACOGMILIGEN

Erfolg durch Inserate

## Arte del Ticino - Kunstgewerbe

Stampfenbachstrasse 42, Zürich, Tel. 28 59 55

der kleine kunstgewerbliche Laden mit Einzelstücken in Keramik, originellem Schmuck und unzähligen hübschen Kleinigkeiten, die auf Sie warten!